

Kerstin Maria Pöhler

# Schar- Ptiza

dielmann

© axel dielmann – verlag  
Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main, 2018  
Alle Rechte vorbehalten.

Gestaltung: Urs van der Leyn, Basel  
Satz: Dagmar Mangold, Frankfurt am Main  
Gesamtherstellung: OOK-Press, Veszprém  
© Cover-Foto:  
Harry Hautumm, [www.pixelio.de](http://www.pixelio.de)  
Siehe auch [www.schar-ptiza.com](http://www.schar-ptiza.com)  
und [www.dielmann-verlag.de](http://www.dielmann-verlag.de)

ISBN 978 3 86638 221 3  
E-Book 978 3 86638 231 2

Tanz-Roman

Für Nuschka

<i>Erstes Kapitel</i>	
<b>Aufbruch</b>	7
<i>Zweites Kapitel</i>	
<b>Die Fahrt</b>	29
<i>Drittes Kapitel</i>	
<b>Weihnachten in der fremden Familie</b>	61
<i>Viertes Kapitel</i>	
<b>Enttäuschung zum Jahreswechsel</b>	84
<i>Fünftes Kapitel</i>	
<b>Erinnerungen</b>	111
<i>Sechstes Kapitel</i>	
<b>Rückkehr zum Theater</b>	140
<i>Siebentes Kapitel</i>	
<b>Die sieben Tänze des Lebens</b>	169
<i>Achtes Kapitel</i>	
<b>Begehren und Scham</b>	185
<i>Neuntes Kapitel</i>	
<b>Abschied von Gelsenkirchen</b>	203
<i>Zehntes Kapitel</i>	
<b>Wiedersehen mit Simeon an der Adria</b>	231
<i>Elftes Kapitel</i>	
<b>Gefährdetes Glück</b>	254
<i>Zwölftes Kapitel</i>	
<b>Neuanfang in Frankfurt</b>	273
<i>Dreizehntes Kapitel</i>	
<b>Orpheus</b>	296
<i>Vierzehntes Kapitel</i>	
<b>Lampenfieber und Fluchtvorbereitung</b>	318
<i>Fünfzehntes Kapitel</i>	
<b>Die Flucht</b>	343

Du musst Dein Leben tanzen  
*Friedrich Nietzsche*

## 2

### Die Fahrt

**Maja öffnete das kleine Holzkästchen, in dem** sie Simeons Gedichte und Zeichnungen aufbewahrte und nahm den Brief heraus, den sie ihm zum Abschied am Bahnhof geben wollte. In der Straßenbahn saßen sie schweigend nebeneinander, während der gesamten Fahrt hielt Maja seine Hand. Sie war erschreckt, wie kalt seine Finger waren und versuchte sie vergeblich zu wärmen.

Simeon begleitete sie bis in ihr Abteil, wo sich die anderen Fahrgäste schon drängten, und half ihr, den schweren Koffer in der Ablage zu verstauen. Maja folgte ihm wieder hinaus auf den Bahnsteig. Sie umarmten sich und hielten einander fest. Trotz der Kälte hatten sie ihre Jacken geöffnet, um sich noch einmal zu spüren: Körper an Körper, beider Herzen rasten, der Atem ging schnell. Sie würden sich lange nicht sehen, ein halbes Jahr ohne den anderen, unerreichbar füreinander sein. Der durchdringende Pfiff des Schaffners ließ sie erschreckt zusammenfahren, sie versprachen sich noch einmal zu schreiben, jeden Morgen, jeden Abend aneinander zu denken, zumindest das.

Maja sprang in den Zug. Sie lief zu ihrem Abteil und öffnete hastig die Tür. Das Gepäck der anderen Fahrgäste versperrte ihr den Weg zum Fenster. Sie lief den Gang weiter entlang und fand endlich ein leeres Abteil. Außer Atem riss sie das Fenster hinunter und streckte ihre Hand nach Simeon aus, der weiter hinten neben dem an-

rollenden Zug herlief und sie noch suchte. Sie rief so laut sie konnte seinen Namen, er sah sie, rannte zu ihr, ihre rechte Hand fasste in der Manteltasche nach dem Brief, den sie ihm hatte geben wollen, ihre linke hielt Simeon bis zum letzten Augenblick fest, sie hing sich aus dem Fenster und küsste ihn, ihre Lippen berührten sich für einen kurzen Moment, ein allerletzter flüchtiger Kuss, bevor der Zug beschleunigte, Simeon nicht mehr mitkam und zurückfiel. Maja sah ihn am Ende des Bahnsteiges immer kleiner werden, bis er nur noch wie ein Stecknadelkopf in der Ferne auszumachen war. Sie schloss die Augen. Als sie die Lider wieder öffnete, war Simeon verschwunden.

Ihre Hand in der Manteltasche hielt immer noch den Brief. Zwei Tage hatte sie daran geschrieben, mühsam versucht, ihre Gefühle in Worte zu fassen und immer wieder von Neuem angefangen. *Nach meiner Rückkehr möchte ich mir eine Zukunft ohne Dich nicht mehr vorstellen*, ihr war es wichtig, ihm das nochmals zu versichern. Nachdenklich strich sie mit der Hand über den Umschlag, nahm das Holzkästchen aus ihrer Handtasche und legte den Brief sorgsam hinein. Er würde ihn später bekommen.

Sie ging zu ihrem Abteil. Die anderen Fahrgäste unterbrachen ihr Gespräch, als sie eintrat. Maja mochte es nicht, wenn jemand sah, dass sie weinte und rieb sich die Tränen mit dem Ärmel aus dem Gesicht. Mitleid war das letzte, was sie in diesem Augenblick ertragen konnte, vor allem nicht diesen „Das-wird-schon-wieder-Blick“ der Frau im grauen Kostüm. Im Vorbeigehen stieß sie gegen eine fremde Tasche, die bis zum Rand mit Proviant gefüllt am Boden stand und umfiel, eine dicke Wurst rollte über den Boden unter die Sitze, einer der Männer

beschwerte sich, doch Maja hörte nicht hin und nahm ihren Fensterplatz ein.

„Jetzt schimpf’ hier nicht rum, sondern heb’ lieber die Wurst auf“, wies ihn die Frau zurecht. Er gehorchte, ging stöhnend auf die Knie und langte unter dem Sitz nach der Wurst. Maja verkroch sich in ihrem Mantel, ihr war kalt. Die Frau schob den Heizungsregler bis zum Anschlag. Allmählich wurde die Temperatur erträglicher, doch ein beißender Gestank von angesmortem Kunststoff breitete sich dafür aus, so dass Maja kaum atmen konnte. Die Frau und die beiden grob aussehenden Männer in ihrer Begleitung schien es nicht zu stören, der ältere Herr hingegen, der an der Tür saß, hielt sich ein Taschentuch vor die Nase.

Der Schaffner trat in das Abteil und verlangte nach den Fahrkarten. Die anderen Fahrgäste hielten ihm sofort die Scheine entgegen, nur Maja musste länger danach suchen. Sie wusste nicht mehr, in welcher der vielen Taschen sie ihn verstaubt hatte. Alle beobachteten sie. Sie wurde immer nervöser. Der Schaffner sagte nichts und wartete ab. Noch einmal durchwühlte sie ihre Handtasche, ihre Briefftasche, ihre Reisetasche. Nichts. Unaufindbar. Hatte sie den Fahrschein verloren? Unmöglich. Sie stand auf, zog den Mantel aus und tastete ihn ab, fand endlich die Fahrkarte in der Innentasche. Der Schaffner drehte und wendete das Papier mehrmals, ohne sie aus den Augen zu lassen. Maja stand verloren da und fühlte sich wie ein blinder Passagier. Ihr Herz pochte, die Blicke der anderen gingen neugierig zwischen ihr und dem Kontrolleur hin und her. Mit einem kurzen Kopfnicken gab er ihr den Fahrschein zurück und schloss von draußen die Abteiltüre mit einem energischen Stoß.

Auf der neuen Verbindung Istanbul – München kontrollierten die Schaffner besonders streng, wusste der ältere Herr zu berichten, der öfters auf dieser Strecke reiste. Aber immerhin gebe es jetzt die neuen Waggon der türkischen Bahn, meinte ein anderer. Die Türken verkaufen ihre Männer wie Sklaven an den Westen, ereiferte sich der Mann, der die Wurst aufgehoben hatte. „Warte nur ab, zuviel Anbiederung an den Westen bricht am Ende jedem das Genick, selbst einem Chruschtschow“, meinte die Frau im grauen Kostüm. Die drei fingen an zu politisieren. Die Parteiabzeichen der bulgarischen Bauernpartei glänzten an ihren Revers. Maja drückte sich in ihre Ecke und war froh, nicht mehr im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen.

Die Genossen sprachen von der Überlegenheit der Planwirtschaft und den beeindruckenden Feierlichkeiten zum 20jährigen Bestehen der Volksrepublik Bulgarien. Sie waren sich einig. Einer packte eine Flasche Slivova aus und reichte sie herum. Alle tranken daraus, auch die Frau im grauen Kostüm, nur Maja und der ältere Herr – er trug kein Parteiabzeichen – lehnten höflich ab. Er schlug die Beine übereinander, lehnte sich zurück und vertiefte sich in eine Zeitung.

Maja fielen seine eleganten Schuhe mit Budapester Muster auf, die sich von den sozialistischen Einheitsschuhen der anderen abhoben. Vielleicht ein Bulgare, der seit langem im Ausland lebte und auf Heimaturlaub war

Die vereiste Landschaft flog in der Morgendämmerung vor dem Fenster vorbei. Maja konnte keine Konturen erkennen, alles schien verwischt. Sie fühlte sich verlassen, dabei war sie es, die aufbrach und Simeon zurückließ, heute, an seinem Geburtstag. Die Erschöpfung

der durchwachten Nacht zehrte an ihr, sie musste immer wieder daran denken, was Milan ihr nach der Premiere erzählt hatte und die Aufregung war wieder da, diese Sehnsucht nach dem Sprung ins Ungewisse ... Sogleich machte sie sich Vorwürfe, dachte an Simeon und schloss die Augen, sie atmete tief durch und richtete sich auf. Ihre Gedanken wurden klarer: Der Zug würde einen längeren Aufenthalt an der Grenzstation haben. Dort bliebe genug Zeit, den Brief an Simeon aufzugeben.

Der Schnaps lockerte die Stimmung der Parteigenossen im Abteil. Sie unterhielten sich lautstark und teilten den Proviant miteinander, ihre Geselligkeit griff um sich und verschonte auch Maja und den älteren Herrn nicht. Die Frau schnitt dicke Scheiben von der Knoblauchwurst ab herunter und davon an. Maja hatte keinen Appetit, keinen Bissen hätte sie runterbringen können, dennoch nahm sie ein Stück, um nicht unangenehm aufzufallen. Der ältere Herr lehnte erneut ab und zog sich abfällige Blicke zu. Maja schaute aus dem Fenster. Die Ausläufer des Balkengebirges glänzten im Schnee. „Altes Gebirge“ nannten es die Bulgaren: Wo es aufhört, endet die Heimat, sagt man.

Der Anblick dieser Berge war Maja seit der Kindheit vertraut. Ihre Heimatstadt Sofia war von Bergen umgeben: weit in der Ferne erhob sich im Norden das Balkengebirge, das von West nach Ost das ganze Land bis hin zum Schwarzen Meer durchzieht. Als Kind stellte sie sich hinter den Bergen das Ende der Welt vor und die Neugier, was jenseits des mächtigen Walls lag, über dem sich der düstere Horizont wie eine Wand aus Blei erhob, er-

regte ihre Phantasie: Dahinter lag das Paradies, nicht der Garten Eden, von dem ihr die Großmutter oft erzählt hatte, sondern eine endlose blaue Weite, nichts sonst.

Das Vitosha Gebirge im Süden grenzte direkt an die Stadt, von dem großen Wohnzimmerfenster der Eltern hatte man einen direkten Ausblick darauf: wie gebannt beobachtete sie als Kind, wie sich das Gestein im unterschiedlichen Licht der Tages- und Jahreszeiten veränderte und verschiedene Gestalten annahm. Beängstigt und fasziniert zugleich sah sie die Bedrohung auf sich zukommen: eine züngelnde Flammenwand, vor deren Hitze sie zurückwich, eine sich auftürmende Welle, vor der sie sich auf den Boden warf, eine niederstürzende Eislawine, die sie zu Boden drückte, so dass sie kaum noch Luft bekam. Derart überwältigt stellte sie sich vor, selbst Teil jener zerstörerischen Kraft zu sein, der sie zuvor ausgesetzt war, und tanzte das Feuer, das Wasser, das Eis, alles mit sich fortreibend, in einem wütenden Aufbegehren.

Der Slivova tat seine Wirkung und einer der Männer sang mit robuster Basstimme:

*Gorda stana planina,  
do nej Dunava sinej...*

Die Frau fiel mit kantiger Sopranstimme ein:

*... slynce Trakija ogrjawa,  
nad Pirina plamenej. Rodino!*

Gemeinsam schmetterte das Trio den Refrain von Mila Rodino, das die Schönheit und Anmut Thrakiens pries und das Paradies auf Erden verheißen wollte. Trotz allem Pathos, mit dem die Genossen die neue Nationalhymne vortrugen, klang sie schwermütig und erinnerte Maja an die russischen Volkslieder, die sie in der Schule hatten

lernen müssen. Eine Sehnsucht nach etwas längst Vergangenem und unwiederbringlich Verlorenem lag in der Melodie. Der ältere Herr mit den eleganten Budapestern stand auf und verließ das Abteil.

Maja hatte immer noch die Wurstscheibe in der Hand, die in dem überheizten Zugabteil zu schwitzen anfang und ohnehin ranzig roch. Die anderen schien es nicht zu stören, immer wieder griffen sie mit gierigen Fingern nach Fleischstücken, die ihnen die Frau auf der Messerspitze entgegen hielt. Einer der Männer schmatzte, der andere stieß lautstark auf, die Frau lächelte zufrieden. Ihr Blick fiel auf Maja und die Wurstscheibe in ihrer Hand.

„Iss doch, ein bisschen Speck auf den Rippen kann dir nicht schaden“, sagte sie.

Maja biss widerwillig von der Scheibe ab, Würgereiz überkam sie, mit aller Kraft kämpfte sie dagegen an, um das Stück hinunter zu bekommen. Die Blicke der Frau verfolgten sie, bis sie sich auch noch den letzten Rest der Wurst in den Mund geschoben hatte, erst dann wandte sie sich wieder den Männern zu.

Maja nahm die Thermoskanne mit Tee aus ihrer Tasche, trank die Tasse in einem Zug aus und spülte den tragnigen Geschmack der Wurst aus ihrem Mund. Als sie die Kanne zurückstellte, stieß sie gegen etwas Hartes in dem Seitenfach der Tasche – Schar-Ptiza. Vorsichtig nahm sie ihn heraus und packte ihn aus dem roten Tüchlein, in das er eingewickelt war. Wie in einem Nest saß der kleine bunte Holzvogel in ihren Handflächen. Das Gefieder seines zierlichen Körpers glühte in Rot, Gelb und Orange, die grünblauen Augenflecken auf den zerbrechlichen Schwanzfedern blinzelten ihr zu. Sie fuhr mit dem Finger an dem blauen, wie eine Sichel gebogenen Schnabel

entlang: er war scharf und schien jeden Moment nach ihr hacken zu wollen. Schar-Ptizas pechschwarze Pupillen waren mit einem glänzenden Lack überzogen, der seinem Blick etwas Herausforderndes gab –

„Was ist das denn für ein hübsches Spielzeug?“

Maja tat, als habe sie die Frage der Frau nicht gehört.

„He, man hat dich was gefragt“, sagte der Mann, der ihr entgegen die Wurst vom Boden hatte aufheben müssen, „also antworte gefälligst.“

„Ein Geschenk“, erwiderte Maja und wollte den Vogel wieder in das Tuch einpacken.

„Zeig doch mal.“ Die Frau streckte ihr die Hand entgegen, ihr Blick duldet keinen Widerspruch. Maja gab ihr den Vogel und beobachtete, wie sie ihn zwischen ihren fleischigen Fingern neugierig hin und her drehte, sie hatte zupackende Hände und Maja befürchtete, sie könnte Schar-Ptiza zerbrechen.

„Gute Handarbeit, wo hast du ihn her?“, fragte die Frau.

„Von einem Kollegen. Darf ich ihn jetzt bitte wieder haben?“

Maja kannte den Ton, den man dieser Art von Genossin gegenüber anschlagen musste: Demut und Respekt gegen schützendes Wohlwollen.

„Moment, jetzt bin ich aber auch noch dran“, sagte der andere Mann und nahm der Frau den Vogel, den sie gerade zurückgeben wollte, aus der Hand. Er fuhr mit dem schwarzen Rand seines Fingernagels an den Schwanzfedern entlang und fragte Maja mit einem obszönen Lächeln: „Ob dem Vöglein so ein Kitzeln wohl gefällt?“ Die beiden Männer lachten dreckig. In Majas Innerem tobte es, doch machte die Grobheit sie stumm.

„Halt's Maul, Genosse, und spiel' dich hier nicht als

Schwanzheld auf“, sagte die Frau. Die Männer nahmen die Zurechtweisung hin. Sie schien die Vorgesetzte der beiden zu sein.

„Ist schon gut, Kleine“, sagte sie und gab Maja den Vogel zurück.

Die Frau sah auf ihre Uhr. „Bald kommt die Grenze“, sagte sie zu den anderen, „packt alles zusammen, da müssen wir raus. Ein Wagen wartet auf uns und bringt uns zur Parteiversammlung ins Dorf.“

Bolschewistische Volksverdummung, dachte Maja, diese ganze Volksrepublik stinkt zum Himmel wie diese verdammte ranzige Knoblauchwurst, der Sieg des Proletariats ... Am Theater, zum Glück, blieb man noch verschont davon, zumindest im Ballett ... Opulenz war selbst den Funktionären nicht fremd, im Gold und Rot des Theaters träumte insgeheim jeder von ihnen, ein Zar zu sein ...

Maja hielt Schar-Ptiza in Händen und wischte vorsichtig die fettigen Fingerabdrücke von den filigranen Schwanzfedern, dann hüllte ihn sorgsam wieder in das Tuch ein.

Der Zug wurde langsamer, sie näherten sich der Grenze. Kalotina – weiße Hügelketten schoben sich ineinander, kahle Bäume ragten wie schwarze Gerippe aus der Schneedecke in den blauen Himmel. Eine dicke Eisschicht bedeckte die Nishava. Die Parteigenossen zogen sich ihre dicken Mäntel und schweren Pelzmützen über. Die Männer gönnten sich einen letzten Slivova, als sie in den Bahnhof einfuhren und verließen grußlos das Abteil, nur die Frau wünschte ihr eine gute Weiterreise ins sozialistische Bruderland. Maja schob das Fenster hinunter und hielt Ausschau nach der Post. Die Eiseskälte prickelte ihr im Gesicht, es roch nach Holzfeuer. Be-

waffnete Grenzsoldaten wärmten sich die Hände über einer verrosteten Eisentonne, aus der es flackerte. Am hinteren Bahnhofsgebäude entdeckte sie das gelbe Emblem mit blauem Löwen und Posthorn. Sie warf sich ihren Mantel über, nahm den Brief und lief hinaus.

Die Türen zu der Schaltherhalle waren verschlossen, drinnen war es dunkel, niemand war zu sehen. Maja sah auf die Uhr, es war noch lange nicht eins. Warum in aller Welt, hatte die Post geschlossen? Sie rüttelte an der Türe. Ein Grenzpolizist herrschte sie an, ob sie nicht lesen könne. Maja sah auf das Schild, das neben der Türe hing: Heute geschlossen wegen Parteischulung zum 20. Jahrestag unserer Republik.

„Und wo kann ich jetzt meinen Brief aufgeben?“, fragte sie.

„Hier jedenfalls nicht. Wirf ihn in den Briefkasten“, erwiderte er.

„Ich habe aber keine Briefmarke.“

Der Grenzpolizist zuckte mit den Schultern und ging davon.

Die Durchsage kündigte die Weiterfahrt des Zuges an. Maja blieb keine Zeit mehr, sie musste sich beeilen und einsteigen.

Der ältere Herr mit dem guten Schuhwerk saß schon im Abteil, als sie zurückkehrte, nickte kurz und vertiefte sich wieder in seine Zeitung. Der Zug nahm schwerfällig seine Fahrt auf, der Rhythmus der Räder auf den Schienen wurde allmählich schneller und dröhnte ihr in den Ohren. Sie ließ sich in ihren Sitz zurück fallen, ihr schlechtes Gewissen quälte sie: Sofort nach ihrer Ankunft würde sie Simeon den Brief von Deutschland aus schicken, dachte sie und schloss die Augen.

Es war ein warmer Herbsttag im Oktober gewesen, als sie Simeon im vergangenen Jahr kennen lernte, Altweibersommer. Erst seit kurzem lebte sie damals in Plovdiv. Nach den Proben ging sie gerne in den Zarengärten spazieren, bewundernd blieb sie an dem italienischen Brunnen mit seinen beiden Bronzeschalen und der schlanken Wasserträgerin stehen, die ihr kostbares Gut in einer Vase auf dem Haupt trug, aus der es in Kaskaden hinab fiel. Maja verweilte gerne ein wenig auf dem Brunnenrand und genoss die angenehme Kühle und das Wasserplätschern, doch seit einigen Tagen war die Quelle versiegt. Ein Spinnennetz glitzerte im Sonnenlicht zwischen den leicht angewinkelten Armen der zierlichen Frauenfigur, vertrocknetes Laub lag in dem großen Becken, jemanden spielte Gitarre. Ihr gefiel die weiche, warme Baritonstimme, die dazu sang. Neugierig ging um den Brunnen herum und war überrascht, dass es Simeon war, der Cellist aus dem Theater, den sie bislang nur vom Sehen kannte. Sie setzte sich neben ihn auf den Beckenrand und hörte zu, ohne etwas zu sagen. Er nickte freundlich und spielte weiter. Auf die leisen französischen Chansons folgten rhythmisch betontere Stücke, dann ein Flamenco, der Maja zum Tanz verführte: sie stieß zu den Akkordschlägen ihre Absätze in den sandigen Boden, schlängelte ihre Arme durch die Luft und ließ ihre Hände mit abgespreizten Fingern langsam dazu kreisen.

Spaziergänger, angezogen von den flirrenden Klängen, blieben stehen und drängten sich um Simeon und Maja, bald zog sich der Kreis der begeisterten Zuschauer immer enger um sie, so dass sie Simeon immer näher kam und nur noch für ihn zu tanzen schien. Erst der Applaus riss sie auseinander, die Leute hielten sie für Straßenmusiker



und warfen großzügig Geld in den Gitarrenkoffer. Beide verbeugten sich und lachten, die Verstellung machte ihnen Spaß und am selben Abend gingen sie von ihrem Verdienst in einem der besseren Restaurants der Stadt essen.

„Wer hätte gedacht, dass du dich als verführerische Andalusierin entpuppst? Im Orchester nennen sie dich die unnahbare Hauptstadtschönheit“, sagte er und schenkte ihr Wein nach. Sie war irritiert, ihre Wangen glühten.

„Wieso unnahbare Hauptstadtschönheit?“, fragte sie.

„Nimm es als Kompliment. Die Blechbläser sehen dich von ihrem Platz besonders gut, die bleiben sogar im Graben, wenn sie nichts zu spielen haben.“

Maja erzählte von dem dicken Posaunisten, sie nannte ihn den Blasebalg, der sie mehrmals zum Essen hatte einladen wollen, und von dem kleinen Trompeter mit kieksenden Spitzentönen, der sie mit seinen Blicken verfolgte.

„Es sind eben immer die Falschen, die sich Hoffnung machen“, sagte sie.

„Und wer sind die Richtigen?“, fragte er, sich das Haar lässig aus dem Gesicht streichend.

Ihr gefielen seine dicken schwarzen Locken, die ausahen wie Lakritzschnecken und seine großen wässrig blauen Augen, die immer noch etwas von einem stauenden Kind hatten. Drei Narben liefen parallel über seine linke Wange, eine Verletzung aus Kindheitstagen, drei fein gezeichnete Linien, die seinem Aussehen etwas Verwegenes und zugleich Edles gaben, der Rebell, der für das Gute kämpft.

„Vielleicht diejenigen, die so spielen wie du, wenn ich mein Solo tanze“, erwiderte sie.

Von Anfang an hatte sein besonderer Celloton sie berührt. Sie tanzte anders, wenn er spielte, inniger, sehnüchtiger gestand sie ihm und wunderte sich, wie leicht ihr das Bekenntnis über die Lippen ging.

So hatte sie angefangen, ihre erste große Liebe, mit einem Flamenco am italienischen Brunnen in den Zarengärten. Eine aus der Zeit gefallene Liebe. In den ersten Monaten sollte niemand davon erfahren, mit kindlichem Übermut betrieben sie ihr Versteckspiel vor den anderen, als ob sie der Welt einen Streich spielen wollten. Niemand ahnte etwas, unbeobachtet vom Theatertratsch kamen sie sich näher, sie genoss das heimliche Liebesspiel, von dem ihre Mutter in Sofia nichts ahnte, die verbotenen Küsse und Berührungen, die das Blut in ihrem Körper pulsieren ließen, wie sie es zuvor nicht erlebt hatte ... doch eine letzte Grenze erlaubte sie sich nicht zu überschreiten: die jahrelangen Ermahnungen ihrer Mutter, keine Schande über die Familie zu bringen, saßen zu tief und hemmten sie, mit ihm zu schlafen, obwohl sie sich danach verzehrte. Sie wollte endlich das erleben, worüber alle hinter vorgehaltener Hand tuschelten. Simeon ließ ihr Zeit und wartete ein halbes Jahr lang, bis sie es endlich zulassen konnte. Ihr körperliches Begehren war begleitet von panischer Angst, schwanger zu werden, sie verkrampfte sich, er versuchte sie zu besänftigen, umarmte und streichelte sie sanft, nie fordernd, doch ihre Sorge war größer als die Lust, die ihr seine Zärtlichkeiten bereiteten.

Sie war im vierten Monat, als sie das Kind abtrieb. Sie hatte bis dahin nichts geahnt, da ihre Tage wegen des Tanzens schon seit langem ausblieben – sie war daran

gewöhnt, dass ihre Menstruation ab einem bestimmten Untergewicht aussetzte. Die Übelkeit und das Erbrechen hätten sie zwar stutzig machen müssen, doch was wusste sie damals schon davon? Mit wem hätte sie auch darüber reden sollen? Sie konnte es sich nicht erklären, sie hatten doch aufgepasst, er war nicht in sie eingedrungen, sondern kam zwischen ihren Schenkeln. Danach hatte sie sich gewaschen, lange ihren Schambereich gespült und sich abgetastet, um sicher zu gehen – ihr Hymen war unversehrt. Das verlor sie erst später durch den Eingriff: Es dauerte zwei Stunden, den Embryo, der mit der Gebärmutter verwachsen war, heraus zu schaben, bei örtlicher Betäubung, bei unerträglichen Schmerzen, Messerstiche, die bis zum Herzen gingen. Sie schrie.

„Wenn vorher was anderes reinging, wird's ja wohl nicht so schlimm sein, also reiß' dich zusammen“, herrschte die Krankenschwester sie an und schob ihr einen Gummikeil zwischen die Zähne, auf den sie beißen sollte. Das war das letzte, woran sie sich erinnerte, bevor sie ohnmächtig wurde. Als sie später aufwachte, hielt Simeon ihre Hand. „Das Schlimmste waren für mich deine Schreie, ich konnte sie kaum ertragen“, sagte er. „Meine Mutter darf nie etwas davon erfahren“, antwortete sie.

Maja liefen Tränen über die Wange, der ältere Herr mit dem guten Schuhwerk legte seine Zeitung beiseite und reichte ein Taschentuch herüber.

„Kann ich Ihnen helfen?“ Maja schüttelte den Kopf.

„Ich lasse Sie ein wenig allein. Wenn Sie Hilfe brauchen, finden Sie mich auf dem Gang.“

Maja nickte, dankbar für sein Verständnis. Vor dem Gangfenster blieb er abgewandt von ihr stehen, er war

klein, geradezu zierlich für einen Mann. Einen Augenblick lang meinte Maja, ihn schon einmal gesehen zu haben. Er steckte sich eine Zigarette an und warf ihr einen kurzen Blick zu. Sie wollte für sich sein und zog die Vorhänge des Abteils zu.

*... das Schlimmste waren für mich deine Schreie, ich konnte sie kaum ertragen* – wusste Simeon eigentlich, was er da gesagt hatte? Er dachte nur an sich: Sie hatten ihr das Kind aus dem Leib geschnitten, nicht ihm. Hatte sie ihn nicht angefleht aufzupassen? Aber er meinte, es könne nichts passieren, wenn er zwischen ihren Schenkeln käme. Sie hatte ihm vertraut, er war erfahrener in Liebesdingen als sie, er hätte es wissen müssen ... Niemandem konnte sie sich anvertrauen, sonst hätte man sie sofort abgesetzt, die Konkurrenz schlief nicht, ihr Debut als Feuervogel nahte, sie durfte sich keine Schwäche erlauben und tanzte gegen die Schmerzen im Unterleib an, trainierte wie besessen, um zu vergessen. Sie hatte alles alleine durchstehen müssen ...

All die Wut und Enttäuschung, die sich in ihrem Körper in den letzten Monaten festgesetzt hatte, brachen jetzt, jenseits der bulgarischen Grenze, hervor. Sie heulte und schluchzte ohne Hemmung, gab sich den Gefühlen hin, die aus ihrem Körper drängten. Sie zuckte, bäumte sich auf, verkrampfte die Hand zur Faust und schlug auf das Sitzpolster. Schließlich wurde sie ruhiger und fiel in einen tiefen Schlaf. Sie erwachte, als der Mann wieder ins Abteil trat und vorschlug, gemeinsam in den Speisewagen zu gehen, er wolle sie zum Abendessen einladen. Majas Gesicht war noch verquollen und ihre Augen gerötet, doch sie fühlte sich besser und nahm seine Einladung an.

Sie hatten Glück, sofort wurde ihnen ein freier Tisch zugewiesen. Der Zug verließ gerade den Bahnhof von Belgrad, die Stadt, die man auch das Tor zum Balkan nannte. Langsam fuhren sie über die Eisenbahnbrücke. Maja schaute aus dem Fenster in die sternklare Nacht, im Vollmondlicht schimmerte die Save wie dunkle Seide, in der Ferne mündete der Fluss in die Donau, die in Richtung Heimat floss. Wenn sie in einem Schiff säße und sich der Strömung überließe, wäre sie in zwei Tagen am Schwarzen Meer. Doch ihr Zug fuhr in die andere Richtung, stromaufwärts ... Jetzt fängt die Fremde an, dachte Maja.

Die Kellnerin kam an den Tisch. Es gab zwei Gerichte zur Auswahl, serbische Bohnensuppe oder Cevapcici mit Reis. Reis sei aber aus, sagte sie, stattdessen könnten sie ein paar Scheiben Brot haben. Der ältere Herr bestellte zwei Suppen und zwei Bier. Er wies die Kellnerin an, sich zu beeilen, da er bald aussteigen müsse. Sein energischer Ton wirkte fast unhöflich auf Maja. Sie wollte lieber ein Wasser, doch er winkte ab: ein Bier täte sicherlich ganz gut in ihrem Zustand. Er reichte ihr die Hand über den Tisch und stellte sich als Sergej Bogdanov vor. Sein Händedruck war unerwartet fest, am kleinen Finger trug er einen goldenen Siegelring mit hellblauem Stein.

„Haben Sie noch eine weite Reise vor sich?“, fragte er, während er die Stoffserviette mit einem energischen Schlag entfaltete und sich einen Zipfel in den Hemdkragen steckte, was in merkwürdigem Widerspruch zu seiner vornehmen Erscheinung stand.

Maja nickte und probierte die Suppe, sie war lauwarm und versalzen. Sie nahm einen kräftigen Schluck von dem Bier.

„Darf man fragen, wohin die Reise geht?“

Sie zögerte und sah ihn an, dann fasste sie Vertrauen und sagte: „Ich reise nach Deutschland.“

„Alle Achtung, und man lässt Sie so einfach reisen?“

„Ich habe ein Stipendium für ein halbes Jahr.“

„Das ist ein ganz besonderes Privileg. Und darf man fragen wofür?“

„Um zeitgenössischen Tanz zu studieren“, erwiderte sie.

Das Salz in der Suppe war unerträglich. Maja trank den Rest des Bieres in einem Zug aus. Der Herr bestellte ein zweites für sie. Sie spürte den Alkohol – sie war es nicht gewohnt zu trinken und wollte ablehnen, doch die Bedienung eilte schon davon, um das Gewünschte zu bringen. „Bulgarien ist ein Entwicklungsland, was den Tanz angeht. Sind wir ehrlich –“, er schaute sich um, ob niemand ihn hörte, „für diese Kulturbolschewisten gibt es doch nur eins: russische Schule und slawische Nationaltänze. Als ob die Bühne ein Paradeplatz für die Partei wäre, unerträglich“, schimpfte er.

Maja wunderte sich über den Zufall, ausgerechnet hier auf einen gleich gesinnten Tanzkenner zu stoßen, und es erstaunte sie, wie offen er seine Kritik übte. Sie musste vorsichtig sein mit dem, was sie sagte, jeder konnte mithören.

„Was hat Strawinskys *Feuervogel* mit einem Paradeplatz zu tun?“, fragte sie.

In ihrem Kopf rauschte es von dem Bier.

„Sitzt bei Ihnen denn nicht in jeder Generalprobe der Kulturfunktionär und entscheidet, was auf die Bühne kommt und was nicht?“, gab er die Frage an sie zurück.

„Wir haben selten Schwierigkeiten“, antwortete Maja, „wir tanzen gut, das ist die Hauptsache.“

Der Mann beugte sich über den Tisch zu ihr herüber und sagte leise:

„Kein Wunder, dieser Michailov ist doch ein elender Opportunist. Beruft sich auf die russische Balletttradition und bedient das dekorative Großmachtbedürfnis der Genossen. Schlimmer noch als beim Zaren – der hat zumindest etwas von Kunst verstanden.“

Maja war irritiert. Der Mann kannte Michailov und wusste, an welchem Theater sie engagiert war ...

„Michailov ist ein begnadeter Choreograph, ich bin ihm sehr dankbar, von ihm habe ich alles gelernt“, widersprach sie zögernd.

Der ältere Herr lächelte ungläubig.

„Sie sind loyal, das ist klug, denn das System ist unerbittlich. Wer einmal durchfällt, ist verloren, nicht wahr?“

Maja spürte die Gefahr, die von seiner Frage ausging

„Es ist wichtig, sich auf seine Aufgabe in der Gesellschaft zu konzentrieren“, zitierte sie einen Satz, den sie zu Schulzeiten auswendig lernen musste. Der Mann schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Und Ihre Tanten? Seit Jahrzehnten leben sie auf dem Gang einer Mietskaserne und sind auf Almosen Ihrer Familie angewiesen, nur weil sie als junge Frauen mit dem Großkapital verheiratet waren – die Hinrichtung ihrer Männer dürfte doch wohl Strafe genug gewesen sein.“

Maja erstarrte. Woher wusste er das alles? Was wollte er von ihr? Ihre Familie unterstützte seit Jahren die Tanten über Mittelsmänner, aber geredet wurde darüber nicht. Es war gefährlich, zu viel Solidarität zu zeigen.

„Ist das gerecht? Können Sie sich mit einem solchem Staat noch identifizieren?“, fragte er und fixierte sie mit seinem Blick, Augen wie aus Stein. Maja schwieg,

ihr wurde schwindelig. Er goss ihr den Rest des Bieres ein.

„Nichts für ungut“, sagte er, „auch ich habe getanzt. Ich war Solist in Sofia, die Zeiten änderten sich, und eines Tages war ich draußen, so kann es jedem gehen.“

„Mein Onkel ist der Intendant dort“, erwiderte Maja und erschrak über das, was sie sagte. Seine blutleeren Lippen verzogen sich zu einem dünnen Lächeln.

„– und er wusste immer sehr genau, auf welcher Seite man stehen muss, um es weit zu bringen. Das kannst du von ihm lernen.“

Die Durchsage kündigte den nächsten Halt an. Er rief die Bedienung und zahlte.

„Mach’ also keine Schwierigkeiten, das wäre gar nicht gut für deinen Onkel. Und immer schön dran denken, auf welcher Seite du stehst“, sagte er und wünschte ihr eine gute Reise.

Die Worte des Mannes legten sich wie Stacheldraht um sie. In der Nacht schreckte sie immer wieder aus dem Schlaf, die Drohung verfolgte sie, man nahm sie ins Visier, niemand war sicher, auch Onkel Nikolai nicht ... Sie wälzte sich auf der schmalen Pritsche des engen Liegewagenabteils hin und her, halb wach, halb schlafend träumte sie, eingesperrt zu sein: Die Tür der Zelle springt auf, sie geht hinaus auf den Gang, sie ist allein, das Echo ihrer Schritte hallt von den Wänden wider, heftet sich an sie. Sie läuft los, immer schneller, das Geräusch der Schritte verfolgt sie, sie rennt, gelangt atemlos in den Hof, wendet sich um: Das Gebäude ist mit einem Mal verschwunden, verschluckt vom sandigen Boden, aufgesogen vom nachtschwarzen Himmel. Erdrückende Stille legt sich

auf sie, lastet auf ihrem Körper wie Blei, nimmt ihr den Atem, ihr Herz schlägt wild wie ein Hammer gegen die bleierne Hülle um ihre Brust, will sie aufbrechen, sprengen, niederschmetternder, unerträglicher Lärm ...

Mit einem grellen, gleißenden Geräusch im Kopf schreckte sie hoch. Es dauerte eine Weile, bis sie zu sich kam. Sie war allein im Abteil. Sie schob das Rollo hoch und schaute aus dem Fenster. Der Zug stand auf freier Strecke. Die Berge waren ganz nah. Sie sahen aus wie das Vishaja Gebirge, im Vollmond leuchten die Schneefelder, eingebettet im schwarzen Fels.

Ob sie schon in Österreich war? Um fünf Uhr sollte der Zug in Villach halten. Sie schaute auf ihre Armbanduhr, doch die Zeiger standen still. Sie hatte vergessen, die Uhr aufzuziehen. Sie war irgendwo im Niemandsland, das sie an die Heimat erinnerte, irgendwo im Niemandsland, in dem sie das vertraute Bild der Heimat zu erkennen hoffte.

„... er wusste immer sehr genau, auf welcher Seite man stehen muss ...“ Der Satz des Mannes ging ihr nicht aus dem Kopf. Onkel Nikolai ein Denunziant, der anderen die Arbeit nahm und sie zu Spitzeln werden ließ? Sie wollte es nicht glauben. Nein, es war ein übler Trick, eine Lüge: Man hatte sich bestens informiert, man wusste, was er ihr bedeutete und nutzte dieses Wissen, um sie einzuschüchtern. Onkel Nikolai hatte nie in ihrer Gegenwart über Politik gesprochen, im Gegenteil, er lehnte es immer ab, im Kreis der Familie auch nur den Namen der Partei in den Mund zu nehmen. Er war ein Künstler wie sie, kein Kommunist, ein Dichter, er wusste alles über Literatur, Musik, Theater ...

Er war ihr Pate, seit dem Tod des Vaters hatte er immer

seine schützende Hand über sie gehalten. Er hatte sie zum ersten Mal in eine Opernvorstellung mitgenommen, sie waren ganz allein, ohne Begleitung der Eltern, sie mochte vier oder fünf Jahre alt gewesen sein. Er führte sie an seiner Hand durch die verwirrend vielen Gänge des Opernhauses, das aussah wie ein Palast aus einem ihrer Märchenbücher. Onkel Nikolai schritt wie ein Herrscher über die roten Teppiche, durch die mit dunklem Holz getäfelten Gänge, durch die Säle mit den geäderten Marmorsäulen. Überall begegnete man ihm mit Ehrfurcht, selbst die Türen schienen vor ihm zurückzuweichen und sich wie von Geisterhand zu öffnen. Seine Loge schwebte hoch über dem Auditorium, über ihnen strahlte das Deckenrelief, mit seinen goldenen Strahlen glich es einer Sonne. Langsam wurde es dunkel, die Musik setzte ein, aber weniger die arme Japanerin und ihr Schicksal auf der Bühne als der Mann im Frack mit seinen magischen Armbewegungen im Orchestergraben zogen sie an. Er schien mit der Musik zu tanzen, hielt sie in seinen Armen und führte sie, oder führte die Musik seine Arme?

„Ist ein Dirigent ein Tänzer ohne Beine?“, fragte sie Onkel Nikolai nach der Vorstellung.

Er lachte und erklärte: „Ein Dirigent ist kein Tänzer, sondern ein Raubtierbändiger, der seine Peitsche schwingt, um die wilde Meute vor ihm zu bändigen.“

„Aber wir sind doch nicht im Zirkus“, entgegnete sie. Er wurde ernst und nahm sie auf seinen Schoß.

„Die meisten brauchen eine starke Hand, um zu erkennen, was gut ist.“

„Und was ist gut?“, fragte sie.

„Das, was uns alle eint und über uns hinaus wachsen lässt. Verstehst du? Die meisten wissen nichts davon,

denn sie sind anders als du und ich. Aber wir hüten in unserem Inneren das Geheimnis“, sagte er.

„Was ist das denn für ein komisches Geheimnis?“

Er legte den Zeigefinger auf seine Lippen.

„Das darf ich dir nicht verraten, sonst wäre es doch kein Geheimnis mehr. Wir beide sind Zauberer, Magier, die die Welt verändern, weil wir dieses Geheimnis in uns tragen. Aber wir müssen die Zauberformel dafür finden. Ohne Zauberspruch können wir nicht zaubern, verstehst du? Und wir dürfen die Formel niemandem verraten, auf keinen Fall, sonst verlieren wir unsere Magie. Das macht uns Zauberer oft so einsam und traurig.“

Sie sah ihn ängstlich an. Er machte eine Geste mit der rechten Hand und mit einem Mal lag ein Bonbon in seiner Handfläche. Er lachte und meinte, sie dürfe nicht alles so Ernst nehmen, was er sage, denn im Grunde sei er nur ein alter Gauner mit guten Taschenspielertricks.

Nach diesem ersten Opernbesuch stellte sie sich jeden Nachmittag vor den großen Spiegel im Flur ihrer Eltern und ahmte den Dirigenten nach. Zunächst probierte sie es ohne Musik, aber bald wurde ihr das Spiel langweilig. Ihre Bewegungen wiederholten sich, liefen ins Leere. Sie war enttäuscht, versuchte ihr Spiegelbild mit übertrieben ausdrucksvollen Gesten zu verwandeln, schnitt Fratzen und fuchtelte wild in der Luft herum, doch sie sah immer nur sich, ein kleines, wütendes Mädchen mit hochrotem Kopf. Erst mit der Butterfly-Aufnahme, die sie im Plattenschrank ihrer Eltern fand, setzte die Verwandlung ein. Mit der Musik kam alles wie von selbst, ihr fiel es leicht, neue Bewegungen zu erfinden. Sie löste sich von ihrem Spiegelbild und überließ sich dem Klang und dem Rhythmus, der in ihrem ganzen Körper lebendig

wurde. Nach diesem Erlebnis war sie fest entschlossen, Dirigentin zu werden. Ihre Mutter meinte, dass sei kein Beruf für Frauen. Onkel Nikolai versuchte zu vermitteln und schlug vor, sie solle es doch lieber einmal mit Ballett probieren ...

Nie würde sie ihn enttäuschen, auf keinen Fall, nach all dem, was er für sie getan hatte: Er war es, der ihre Begabung erkannt hatte, er war es, der sie jahrelang vor den Angriffen der Mutter verteidigt hatte und sie mit ihren eigenen Argumenten zu schlagen wusste, wenn er sagte:

„Lass Maja tanzen, dann kommt sie auch nicht auf dumme Gedanken. Ballett ist vor allem eine Sache der Disziplin und Selbstbeherrschung.“

Sie durfte sich nicht von diesem Mann beeinflussen lassen, der ihren Onkel mit Schmutz bewarf. Was war das für ein Land, in dem jeder jeden verdächtigten konnte und niemand wusste, wie die Dinge wirklich zusammen hingen? Diese Unsicherheit, die ständige Verunsicherung war das Schlimmste ...

Maja fiel in einen tiefen traumlosen Schlaf und erwachte erst von dem Stimmengewirr auf dem Bahnsteig. Der Schaffner hatte vergessen, sie zu wecken. Schlaftrunken schaute sie hinaus, Salzburg HBF las sie auf dem Schild. Einige Wörter Deutsch kannte sie von ihrer Mutter, doch was man hier sprach, klang völlig unverständlich, merkwürdig verzerrt und gedehnt. Reisende schoben sich auf dem Gang aneinander vorbei. Die Tür zu ihrem Abteil wurde aufgerissen und ein Ehepaar mit zwei kleinen Kindern an der Hand, ein Junge und ein Mädchen, drängten herein. Sie trugen Tracht. Mutter und Tochter waren ebenso wie Vater und Sohn gleich gekleidet: das

gleiche Dirndl, die gleichen Kniebundhosen, die gleichen Wollsocken und Haferlschuhe. Sie wollten ihre Plätze einnehmen, die Maja durch die heruntergeklappte Liege blockierte. Maja entschuldigte sich auf Französisch, in der Hoffnung, dass man sie verstand, doch dies schien nicht der Fall zu sein. Im Gegenteil, der Mann und die Frau sahen sie noch misstrauischer an. Maja beeilte sich, alles beiseite zu räumen, hatte jedoch Schwierigkeiten, die Liege hochzuklappen. Der Mann raunzte etwas und ging hinaus. Sie versuchte der Frau, diesmal ohne Worte, nur mit Gesten und einem Lächeln, mitzuteilen, dass ihr die Unannehmlichkeiten leid taten. Die Gesichtszüge der Frau blieben hart, mit einem abfälligen Blick musterte sie Maja und zog die Kinder an sich heran. Der Mann kam mit dem Schaffner zurück, der die Liege mit einem Handgriff in die gewünschte Position brachte und Maja den Pass zurück gab, den sie am Abend zuvor bei ihm hatte abgeben müssen. Das Dokument erweckte die Neugier der Frau, die kyrillischen Buchstaben schienen ihr Kopfzerbrechen zu bereiten. Der Familienvater zeigte auf Maja und machte eine Geste zu dem Beamten, die Maja nicht verstand. Der Schaffner sah ihn an, er wirkte unentschieden. Der Mann redete weiter auf ihn ein, der Beamte schüttelte langsam den Kopf. Er schien dem anderen zuzustimmen, doch gleichzeitig verzog er voller Missmut sein Gesicht. Dann hob er abwehrend die Hände, als ob ihn das alles nichts angehe und verließ das Abteil. Maja wusste von ihrer Mutter, dass ein Kopfschütteln in Österreich das Gegenteil von dem bedeutete, was man in Bulgarien damit meinte, er hatte also offensichtlich etwas verneint, was zunächst wie eine Zustimmung auf sie gewirkt hatte, doch trotz dieser Erklärung, hin-

terließ das Verhalten des Schaffners einen zwiespältigen Eindruck, ein „Nein“, dem man nicht trauen konnte, außerdem hatte der Mensch versäumt, sie zu wecken ...

Die Familie nahm ihre Plätze ein, der Vater bestimmte, wer wo sitzen sollte. Gegen den Widerstand seiner Frau wies er dem Mädchen den Platz Maja gegenüber zu, der Platz neben Maja blieb frei. Bis München strafte man sie mit Missachtung, ihr Blick floh aus dem Fenster, aber sie spürte, wie die feindseligen Blicke sie rücklings trafen, ahnte die feindseligen Gedanken. Sie vermied es, sich umzuwenden, nur einmal blieb es ihr nicht erspart, als die deutsche Grenzkontrolle in das Abteil kam. Der Familienvater hielt die österreichischen Pässe bereit, doch der Beamte winkte ab. Auch Maja wollte ihren Pass wieder einstecken, als der Beamte sie mit einem Fingerzeig aufforderte, ihm den Ausweis zu geben. Eingehend prüfte er die Gültigkeit ihrer Einreisepapiere und setzte erst, nachdem er nochmals alles genau durchgesehen hatte, seinen Stempel in den Pass. Mit einem strengen Blick gab er die Dokumente zurück.

Pünktlich um 10.10 Uhr fuhr der Zug im Münchner Hauptbahnhof ein. Die Familie drängte schnell aus dem Abteil. Maja wusste nicht, wie sie den schweren Koffer aus der Gepäckablage bekommen sollte, ihr blieb nicht viel Zeit umzusteigen, der Zug nach Gelsenkirchen fuhr in zehn Minuten ab. Niemand war in der Nähe, der ihr helfen konnte. Sie stieg auf den Sitz und zerrte an dem Koffer, bis er sich endlich bewegte. Sie zog ihn über die Ablage weiter zu sich heran und wollte das Gewicht mit einem Arm abstützen, doch sie vermochte den schweren Koffer nicht zu halten. Er kippte über ihren Kopf hinweg und fiel mit Getöse zu Boden. Sie konnte nur hof-

fen, dass die vielen Gastgeschenke für Milan und seine Familie, vor allem die bunten Keramiksteller, den Sturz unversehrt überstanden hatten. In aller Eile hing sie sich ihre Tasche um und schleppte den Koffer aus dem Zug. Sie hatte Mühe, in dem Gedränge den Bahnsteig ihres Anschlusszuges zu finden.

„Pardonnez-moi. Pouvez vous m’expliquer où je trouve le train á ...“

Schulter zuckend ging man an ihr vorbei, noch bevor sie ausreden konnte, in ihrer Verzweiflung versuchte sie es sogar auf Russisch. Der ältere Mann mit der Kriegsbehinderung, den sie ansprach, sah sie hasserfüllt an, hob seinen Stock und beschimpfte sie. Endlich entdeckte sie einen Fahrplan und in letzter Minute, am Ende ihrer Kräfte, erreichte sie den Zug.

Diesmal traf sie nicht der böse Blick der Mitreisenden, als sie das Abteil betrat, im Gegenteil, die drei jungen Männer waren zuvorkommend und hilfsbereit. Sofort nahmen sie ihr das Gepäck ab und wuchteten den schweren Koffer in die Gepäckablage. Mit Händen und Füßen versuchten sie sich zu verständigen, denn sie sprachen nur ihre Muttersprache, Italienisch, und ein paar Worte Deutsch. Sprachfetzen flogen zwischen ihnen hin und her. Wenn Maja sie nicht verstand, stellten sie mit großer Gestik und Mimik dar, was sie meinten. Die Pantomime schien ihnen Spaß zu machen, und Majas immer lauter werdendes Lachen feuerte sie an, sich gegenseitig in ihrer Darstellung zu überbieten. Die drei hätten als Clowns im Zirkus auftreten können. Maja fragte radebrechend, was sie in Deutschland machten. Mit mechanischen Armbewegungen, die immer schneller wurden und auf und nieder rasenden Maschinenkolben glichen, stellten die drei

ihre Arbeit dar, skandierten immer wieder „dalli, dalli, Spaghettifresser“, wiederholten einzelne Wörter, zerlegten sie in Silben, in Buchstaben und spuckten ein chaotisches Kauderwelsch aus. Ihre Gesichter glühten. Sie verdrehten ihre Augen, nur noch das Weiß ihrer Augäpfel war zu sehen, sie hechelten, stöhnten, stampften, piffen aus dem letzten Loch bis alles zum großen Finale um sie herum explodierte und die ganze Fabrik in die Luft flog, samt Chef, alles zersprengt in tausend Einzelteile.

Maja lachte Tränen, sie war glücklich auf die drei gestoßen zu sein, und verstand alles, ohne ein Wort Italienisch zu sprechen. Sie stellten sich als Sergio, Pepe und Giovanni vor, mit ihrem dunklen Teint und tief schwarzen Haar sahen sie aus wie Bulgaren. Pepes dichter Lockenschopf und der warme Klang seiner Stimme erinnerte Maja an Simeon – wie sehr sie ihn vermisste. Pepe schien ihren gedankenverlorenen Blick zu bemerken und machte ihr sogleich Komplimente, nicht aufdringlich, eher spielerisch, „sei bella come un angelo“, sagte er, und machte eine verliebte Pantomime dazu, so dass Maja erneut lachen musste.

„Vous etes des acteurs?“, fragte sie.

„Acteurs? Ah, Attori! Si certo, siamo dal teatro“, antwortete Giovanni. „E tu?“

„Moi aussi, je suis une ballerine.“

Giovanni verstand sie nicht sofort. Sergio, klein und drahtig, sprang vom Sitz auf, die Beine überkreuz und die Füße in der zweiten Position stand er vor Maja. Die Arme in graziler Haltung über den Kopf fragte er in Falsettstimme:

„Une danzante? Cosi?“

„Oui, si“



Giovanni klatschte vor Begeisterung in die Hände, Pepe nahm eine Flasche Nero d'Avola aus dem Rucksack und öffnete sie.

„Al teatro“, sagte er und ließ Maja den ersten Schluck kosten. Sie nahm einen kräftigen Schluck und genoss den vollen runden Geschmack, der sie an bulgarischen Rotwein erinnerte, schwarze Schokolade und vollreife Herzkirschen. Sie reichte die Flasche weiter, die von einer Hand zur nächsten wanderte, während Pepe erzählte, dass sie alle drei ausgebildete Schauspieler seien, die in ihrer Heimat Sizilien keine Arbeit fanden. Seit einem Jahr arbeiteten sie bei Ford am Fließband. In ein paar Jahren wollten sie heimkehren und von dem Geld, das sie bis dahin verdienten, ein kleines Theater in Agrigent eröffnen. Maja versuchte, sich den Sinn dessen, was er erzählte, aus den Wörtern zu erschließen, die dem Französischen glichen, und wenn sie ab und zu fragend in die Runde schaute, sprangen Giovanni oder Sergio ein und umschrieben mit Gesten oder anderen Worten, was Pepe gemeint hatte.

Maja beneidete die drei: Sie waren geborene Komiker, die ihre Geschichten aus dem Moment heraus erfanden, was ihnen offenbar die Kraft gab, ihr Fremdsein in Deutschland auszuhalten – die Bühne war ihre Heimat. Auch für Maja war die Bühne ein Ort, wo sie sich auslebte, wo sie aus sich heraus treten und selbst vergessen konnte in der Gestalt einer anderen, in einer Rolle, in der sie sich vom Publikum angenommen und geliebt fühlte. Ohne das fühlte sie sich wertlos. Aber im Gegensatz zu den drei Komikern brauchte sie ein großes Theater, ein Orchester, eine Compagnie, einen Choreographen, der ihr die Form und die Bewegungen vorgab, ohne all das

kam sie nicht aus, konnte sie ihren Traum nicht leben. Insgeheim beneidete sie die drei Schauspieler um ihre Unabhängigkeit, sie waren frei, fahrendes Theatervolk, Gaukler, die überall ihre Bühne errichten konnten, auf Straßen, Plätzen oder hier, in diesem Zugabteil. Für sie ergab sich alles aus dem Stegreif, der Zufall brachte das Unerwartete ans Licht, ihre Einfälle rührten an das Unbewusste, den innersten Lebensnerv, der ihrer Geschichte die Notwendigkeit gab, erzählt zu werden: die Verletzung und Demütigung ... Es gehörte Mut dazu, aber sie waren zu dritt und ungebunden, das machte sie stark.

Sie erreichten Köln. Bevor Sergio, Pepe und Giovanni ausstiegen, hoben sie Maja noch den schweren Koffer aus der Gepäckablage, falls sie später niemand finden sollte, der ihr helfen würde.

„Non dimenticare: Non siamo soltanto stranieri in questo paese, siamo i pazzi in questo mondo e i pazzi sempre devono stare insieme. Capisci, piccola danzante mia?“, fragte Pepe.

Maja lächelte und nickte. Er nahm sie zum Abschied in den Arm, und auch die beiden anderen ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen.

Noch eine Stunde bis Gelsenkirchen. Eine letzte Stunde nach 32 Stunden Fahrt, dachte Maja, als der Zug wieder anfuhr. Sie vermisste die drei mit ihrer ansteckenden Lebensfreude. Übermüdet und erschöpft von der langen Sitzerei saß sie alleine in ihrem Abteil und starrte durch ihr mattes Spiegelbild in der Fensterscheibe hindurch ins Dunkel – einzelne Lichtpunkte rasten vorbei, dann wieder Schwarz. Was erwartete sie in der fremden Familie? Ein halbes Jahr war lang, sie sprach kaum Deutsch. Milan

hatte ihr versprochen zu schreiben und wollte Fotos von seiner Frau, den Kindern und dem Haus schicken, sein Brief war aber nie angekommen. Wie würde sie an der Folkwang Hochschule zurecht kommen? Würde man sie überhaupt aufnehmen und ohne Gebühr studieren lassen? Sie hatte nichts in Händen, keine Bestätigung, keine Zusage, nur das Wort von Milan. Hoffentlich konnte sie sich auf ihn verlassen ... niemand hatte das Zertifikat hinterfragt, selbst ihre Mutter nicht ... welches Risiko sie einging, kein Stipendium zu haben, wurde ihr jetzt quälend bewusst.

Der Zug kam pünktlich um 17.30 Uhr in Gelsenkirchen an. Milan stand am Bahnsteig wie vereinbart.

„Schön, dass du bei uns bist“, sagte er in seinem weichen Bulgarisch und schüttelte ihr die Hand. Er trug grob gerbte Lederhandschuhe, die er bei der Begrüßung nicht auszog. Maja sah über die Unaufmerksamkeit hinweg, es war kalt, aber wenigstens nahm er ihr das Gepäck ab. Sie gingen zum Wagen, er schien es eilig zu haben. Ein säuerlicher Gestank lag in der Luft, der Maja den Atem verschlug. Sie hielt sich den Schal vor die Nase, bis sie das Auto erreichten. Milan lachte.

„Hier hat selbst die Luft ihre Unschuld verloren, daran muss sich jeder erst einmal gewöhnen“, sagte er.

Sie fuhren durch die Innenstadt, die Gebäude waren erleuchtet, Lichtreklame blinkte, die Fassaden der Kaufhäuser und Kinos drängten sich auf. Alles viel heller als in Sofia, die ganze Stadt ein Lichtblitzgewitter, dachte Maja.

„Hier bekommst du alles, was das Herz begehrt, es ist fast wie im Paradies, aber nicht ganz so schön. Ehrlich gesagt, es ist bei Tag sogar ziemlich hässlich hier“, sagte Milan.

Er hielt vor einem Juweliergeschäft. Er sei gleich wieder zurück, meinte er und bat sie, im Auto zu warten. Passanten drängten sich an den Schaufenstern vorbei. Alle schienen es eilig zu haben, eiliger als in Sofia. Nach einer Weile kam er zurück.

„Eine kleine Überraschung für meine Frau zu Weihnachten“, sagte er auf Bulgarisch, als er einstieg und gab ihr das Geschenketui, mit der Bitte, es während der Fahrt zu halten.

Maja betrachtete die geschwungene goldene Schrift auf dem dunkelblauen Wildleder, die sie radebrechend vorlas: *Für Mechthild zu Weihnachten 1964, in Liebe, Milan*. Er bemerkte ihren fragenden Blick und übersetzte ihr die Widmung.

„Willst du nicht mal reinschauen?“, fragte er.

Er beobachtete sie, während er fuhr, von der Seite. Maja war es unangenehm, das Geschenk, das seiner Frau zugedacht war, noch vor ihr zu öffnen.

„Na los, mach schon“, sagte er, und Maja tat ihm den Gefallen.

„Da staunst du, nicht wahr? Mechthild liebt Perlen über alles.“

Maja betrachtete die dreireihige Perlenkette, sie war wunderschön, vorsichtig fuhr sie mit den Fingern an den einzelnen Perlen entlang und erinnerte sich an die Zwillinge ...

Milan bat sie, das Etui zu schließen, der prahlerische Klang war aus seiner Stimme verschwunden. Er räusperte sich mehrere Male, als suchte er noch nach den richtigen Worten, es schien ihm unangenehm zu sein, was er ihr zu sagen hatte:

„Also, Maja, es gibt da noch ein paar Regeln, die du als

unser Gast beachten solltest. Meine Frau hat mich gebeten, dir das gleich zu sagen. Gleich nach unserer Ankunft machst du dich bitte frisch. Achte darauf, im Bad keine Spritzer auf den Kacheln und dem Spiegel zu hinterlassen, sie hasst das. Wenn du die Toilette benutzt, reinigst du sie bitte danach mit dem Desinfektionsspray. Meine Frau legt großen Wert auf Sauberkeit und Hygiene, und man versteht hier, das musst du wissen, etwas anderes darunter als in Bulgarien. Ich hoffe, du hast Verständnis dafür, aber so ist es nun einmal: *Andere Länder, andere Sitten*. So sagt man doch auch im Bulgarischen, nicht wahr?“

Maja war wie gelähmt, es war ihr unmöglich, etwas zu erwidern. Er fuhr den Wagen auf die Garagenauffahrt. Sie waren angekommen.

### 3

#### **Weihnachten in der fremden Familie**

**Maja schlüpfte in ihre Ballettschuhe, durch** den Lautsprecher in ihrer Garderobe hörte sie den Zwischenapplaus des Publikums, gleich kam ihr Auftritt, sie hatte nicht mehr viel Zeit. In aller Eile schlang sie die langen rosa Seidenbänder um ihre Waden. Der Inspizient rief sie durch den Lautsprecher zur Bühne. Sie versuchte schneller zu binden, doch die Bänder verhedderten sich, sie musste von Neuem beginnen, und als sie die Schleife zubinden wollte, riss der feine Seidenstoff. Der Inspizient rief sie schon zum zweiten Mal ein: „Frau Stoyanova, bitte dringend zum *Tanz der Schwäne* auf die Bühne.“

Sie sprang auf und eilte barfuß aus der Garderobe, lief durch den Gang, der ihr endlos erschien. Endlich sah sie die rote Türe, die zur Bühne führte, riss sie auf, dahinter ein neuer Gang, den sie nicht kannte, sie lief weiter, durch die Lautsprecher erklang die aufsteigende Oboenmelodie, ihre Auftrittsmusik, sie war verzweifelt, der Inspizient rief immer wieder ihren Namen, doch sie fand keinen Ausweg aus dem Labyrinth der vielen roten Türen, die sie aufriss, und hinter denen sich immer neue Gänge verzweigten, verfolgt von den Einrufen des Inspizienten, die von den kahlen Wänden widerhallten, und der sich ewig wiederholenden Musik ihres Auftritts, Wasser tröpfelte von der Decke, ihre Füße rutschten über den Boden, sie fiel ...

Mit rasendem Herzschlag erwachte Maja. Sie wusste nicht, wo sie war und versuchte sich zu orientieren. Sie hörte kein Fahrgeräusch, nein, sie war nicht mehr im Zug. Ein Wasserhahn tropfte. Sie machte Licht. Im Halbdunkeln des Kellerzimmers sah sie das Waschbecken und die abgewohnten Möbel, die man hier untergebracht hatte. Ihr Blick fiel auf den alten Kleiderschrank, dessen Türen beim Öffnen quietschten und der im Innern nach Mottenpulver roch, den kleinen Tisch mit Holzstuhl neben dem Kellerfenster, die vergilbte Photographie vom Wiener Belvedere an der Wand über dem Tisch und das wacklige Regal mit einzelnen Karl May Bänden, auf dem eine Kupfervase mit verstaubten Gräsern stand. Das Jugendbett, in dem sie lag, passte noch gerade für ihre Größe von knapp einem Meter sechzig, auf die Bettwäsche waren Micky Mäuse gedruckt, die ihr zuwinkten. Ihr neues Zuhause – ein Sammelsurium von Dingen, die man nicht mehr benötigte und denen man eine Gnaden-